

Theologie bezeichnet (2, 381, 390 f.). Unter diesem Begriff werden zudem viele unterschiedliche Phänomene subsumiert, nämlich die ökumenische und liturgische Bewegung, das neuerwachte Interesse an den Kirchenvätern und sogar die Erneuerung des Thomismus (3 f., 372, 425). Welchen Bezug zum Thema des Bds. ein Beitrag über die nachkonziliare Liturgiereform hat, bleibt dabei unklar (318–332). Geradezu rätselhaft ist, warum die französische Psychoanalyse, insbesondere Jacques Lacan, behandelt wird (440–456). Die Kategorie *ressourcement* ist ganz offenbar zu unscharf, als dass sie sich eignete, das Phänomen präzise zu fassen.

Dabei werfen die Beiträge viele Fragen auf, denen nachzugehen sich gewiss lohnte. So ist wiederholt von einem ‚*movement*‘ die Rede. Aber was heißt das konkret? Handelt es sich um eine Arbeits- und Interessengemeinschaft? Gab es eine wechselseitige Wahrnehmung der theologischen Bemühungen, vielleicht sogar einen Austausch? Oder könnte es nicht sein, dass erst im Nachhinein, im Gefolge der Enzyklika ‚*Humani generis*‘, mit der Bezeichnung *Novelle Théologie* eine Gruppe konstruiert wurde? Das würde zumindest erklären, warum es kaum Verbindungslinien zwischen den Theologen im Umfeld der Hochschulen von Fourvière und Le Saulchoir gibt. Statt von *einer* Bewegung wird man folglich eher von zwei Schulen sprechen können (83, 211). Zu klären wäre freilich, was ‚Schule‘ nun meint – ob etwa ein mehr oder minder fest umrissenes Programm verfolgt wurde –, und inwiefern personale Loyalitäten bestanden. Überdies fragt sich, ob es sich bei der *Novelle Théologie* um eine Abkehr vom Thomismus oder aber um eine in seinem Bezugsrahmen verbleibende Neuformatierung handelt. Es finden sich immerhin einige Hinweise, die für Letzteres sprechen (95–110, 174, 237 f.); besonders sei hier auf die Überlegungen von *Stephen M. Fields* verwiesen (355–358). Folgt man dieser Lesart, dann wäre es damals um die Wiedergewinnung der Fülle der Tradition statt um die gänzliche Abkehr von der Scholastik gegangen. Lesenswert ist von daher der Beitrag des amerikanischen Systematikers *Christopher Ruddy* (185–201). Er gibt Impulse, die in der weiteren Forschung unbedingt aufgenommen werden sollten.

B. DAHLKE

4. Praktische Theologie

MUSICA. Geistliche und weltliche Musik des Mittelalters. Herausgegeben von *Vera Minazzi* unter Mitarbeit von *Cesarino Ruini*. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2011. 288 S., ISBN 978-3-451-32416-1.

Die Musik des Mittelalters (wenn man denn einen so summarischen Begriff für dieses umfassende Repertoire überhaupt benutzen darf) litt und leidet in den Wissenschaften, die sich mit ihr befassen, unter einem unseligen Spartenzwang. Für die Musikwissenschaft begann das Mittelalter lang genug mit der Entfaltung der Mehrstimmigkeit; die Gregorianik-Fachleute betrachteten den gregorianischen Choral (mit dem sich wiederum die Musikologen nur marginal befassen) gleichsam monolithisch und gliederten sogar Tropus und Sequenz als Formen von Dekadenz aus der Choralgeschichte aus. Noch weniger integriert waren die Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen geistlicher und weltlicher Musik des Mittelalters, und aufgrund schwieriger Quellenlage kam die Frage der mittelalterlichen Instrumentalmusik bis heute am deutlichsten zu kurz. Neben diesen Defiziten ist es aber vor allem das fehlende Bewusstsein für die Interdependenz verschiedener kultureller Phänomene, die zusammen betrachtet werden müssen und mit deren Synopse sich nicht wenige Fragen bezüglich der Theorie und Praxis mittelalterlicher Musik viel eindrücklicher und klarer lösen lassen: Wie wirkt sich die Entwicklung der Architektur (also z. B. die Zunahme von Größe, Höhe und Komplexität sakraler Räume) auf die musikalische Faktur, auf die Wahrnehmbarkeit von Text und auf die Entfaltung musikalischer Details aus? Welche Beziehungen bestehen zwischen Wissenschaft und Praxis dieser Zeit und wie werden *usus* und *scientia* in ihrer wechselseitigen Beeinflussung wahrgenommen? Und schließlich: Wie hängen hermeneutische Prinzipien (so die philosophischen Grundlagen der Musiktheorie oder die Auffassung von Heiliger Schrift und dem Umgang mit ihr) mit den musikalischen Artefakten des Mittelalters zusammen?

Das vorliegende Buch will und kann diese Fragen natürlich nicht alle – und schon gar nicht detailliert – beantworten; aber es möchte für den großen historischen Kontext sensibilisieren und schlägt deshalb einen weit gefassten Bogen verschiedener Disziplinen: musikalische Theorie und Praxis, Notation der Musik, Architektur und Plastik, Ikonographie und Instrumentengeschichte, Liturgie/Theologie und Philosophie, Soziologie und sogar stimmphysiologische und medizinische Aspekte.

Um es gleich vorweg zu sagen: Dieser Bogen ist in weiten Teilen gelungen. Und damit geht „Musica“ ebenjenes wichtigen Schritt weiter, den der 1991 von Hartmut Möller herausgegebene fachlich äußerst informative Bd. „Musik des Mittelalters“ (Neues Handbuch der Musikwissenschaft, Bd. 2) in dieser Konsequenz noch nicht gegangen ist.

Die Konzeption des vorliegenden Buches ist im Großen und Ganzen aufgegangen, wenn auch ein Grundsatz leider nicht genügend Berücksichtigung gefunden hat: Je breiter ein Themenspektrum angelegt wird (was zwangsläufig heißt, dass man die einzelnen Aspekte nicht sehr vertiefen kann und sich inhaltlich knapp fassen muss), um so wichtiger ist neben der inhaltlichen Kohärenz vor allem die terminologische Präzision. Und hier lassen einzelne Artikel immer wieder und gelegentlich sogar deutlich zu wünschen übrig – wobei noch zu klären wäre, welche Ungenauigkeiten ggf. auch durch fehlerhafte oder schwache Übersetzungen zustande gekommen sind.

Zum Aufbau des Buches: Weitaus reizvoller als die historische Debatte, wann das Mittelalter beginnt und wann es endet, ist es, die großen „Portale“ zu thematisieren, aus denen das Zeitalter zwischen Antike und Renaissance (dieser Antike) geboren wird und in die es mündet. So geht das erste Großkap. vom „spätantiken Mittelmeerraum“ aus, und das Buch mündet in Darlegungen zum „polyphonen Europa“, führt den Leser also bis an die Grenze der Neuzeit – musikalisch: der *ars nova*. Die Hauptkap. zwischen diesen „Portalen“ widmen sich dann dem unterschiedlichen Wachsen der musikalischen Repertoires im Osten und im Westen („Zwischen Orient und Okzident: Zwei Traditionen entstehen“), den „Orten und Figuren der mittelalterlichen Musik“ und zuvor den Entwicklungen im abendländischen Europa, wobei der Titel „Das Europa der Romanik, der Gotik und der Gregorianik“ durchaus irreführend und sachlich nicht treffend ist: Zwei recht unterschiedliche bau- bzw. kunststilistische Epochen und ein musikalisches Repertoire lassen sich schwerlich zu einem Epochenbegriff zusammenfassen, zumal man unter „Gregorianik“ eigentlich das den lateinischen Liturgiegesang (eben den Gregorianischen Choral) betreffende Unterrichtsfach versteht (in einem vergleichbaren Kontext stehen „Liturgie“ und „Liturgik“).

bleiben wir beim Gregorianischen Choral: Es ist wertvoll, über die romanische Architektur als bauliche Rahmenbedingung der gregorianischen Gesänge zu sprechen. Die Abbildungen zeigen jedoch durchweg später entstandene bzw. nicht mehr in Originalgestalt erhaltene Räume, die für die agogisch und melodisch höchst differenzierte Gestalt der lateinischen Einstimmigkeit eher Probleme mit sich brachten. Es gibt nördlich der Alpen karolingische und frühromanische Kirchenräume, die hier ein besseres Bild vermittelt hätten – so z. B. die älteste erhaltene Pfarrkirche, St. Lucius in Essen-Werden (995 erbaut). Werden – im Jahre 799 als Benediktinerabtei vom Hl. Ludgerus gegründet – taucht übrigens weder auf der Karte zur Demonstration der Ausbreitung des Benediktinerordens (86 f.) noch im Text auf, im dem dieses Kloster als Ort der höchstwahrscheinlich ersten Niederschrift abendländischer Mehrstimmigkeit (*Musica et scolica enchiriadis*) unbedingt hätte Erwähnung finden müssen. Dies liegt wahrscheinlich an einem anderen bedauerlichen Defizit: Die „Musica enchiriadis“ wird – abgesehen von einer kleinen Randbemerkung – im gesamten Buch nicht thematisiert. Das müsste jedoch angesichts der Bedeutung dieser Schrift in einem Werk über die „Musik des Mittelalters“ zwingend der Fall sein; denn es handelt sich hier nicht um einen bloßen Traktat (wie Cesarino Ruini in seinen Darlegungen über die „Theorie für die Praxis“ beiläufig erwähnt), sondern um eine erste grundlegende musiktheoretische Reflexion und Basis für den musikalischen Unterricht und die musikalische Praxis des Klosters.

Die Geschichte der Entstehung und Verschriftung des Gregorianischen Choralen wird auf mehrere Beiträge verteilt. Problematisch – weil sachlich nicht adäquat – ist der Titel von *Christelle Kazaux-Kowalskis* Abhandlung über „Dialekte“ im gregorianischen Gesang – womit die verschiedenen Vorläuferrepertoires gemeint sind. Hier von „gregorianischem Gesang“ zu sprechen (vor allem mit Blick auf die Tatsache, dass viele dieser

Gesänge weit vor dem Namensgeber Gregor I. entstanden sind (so z. B. der in das 4./5. Jhd. zu datierende ambrosianische Gesang und die aus gleicher Zeit stammenden Melodien des mozarabischen Repertoires) ist terminologisch schlicht falsch. *Cesarino Ruminis* Artikel über „Liturgischen Gesang und imperiale Politik der Karolinger“ ist in seiner Knappheit sehr gut gelungen und fasst den aktuellen Forschungsstand zusammen; dann aber verwundert es doch, z. B. auf S. 48, Bilderläuterungen zu finden, die von „Chorälen“ sprechen (ein Fehler, den man getrost deutschen Rundfunkanstalten für Ansagen überlassen darf – der Plural von „Gregorianischem Choral“ ist nun einmal „Gregorianische Gesänge“) und die den Codex 121 der Stiftsbibliothek von Einsiedeln als „kopiertes Buch“ bezeichnen, was zumindest missverständlich ist. Diese Kleinigkeiten (und zweifelsohne sind es – wie die durchweg fehlende Unterscheidung zwischen Paginierungs- und Folierungsangaben – Petitessen, die leicht zu korrigieren sind) fallen ebendort ins Gewicht, wo ein Text knapp und deshalb präzise formuliert sein muss.

Bereits Peter Gülke stellte in seinem erstmals 1975 erschienenen Standardwerk „Mönche – Bürger – Minnesänger“ anfängliche Betrachtungen über Maß, Zahl und Proportion als Paradigma der spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen musikalischen Komposition an. Spätestens aber seit der Veröffentlichung der geradezu aufregenden Forschungsergebnisse über die Dufay-Motette „Nuper rosarum flores“, die Hans Ryschawy und Rolf Stoll in den „Musik-Konzepten“ vorlegten (Heinz-Klaus Metzger/Rainer Riehn (Hgg.), Guillaume Dufay. Musik-Konzepte 60, München 1988), ist der enge Zusammenhang zwischen den nach Zahlen geordneten Proportionen in der musikalischen Faktur und in der Architektur erwiesen. Musik und Kirchenbau folgen den gleichen ästhetischen Prinzipien – ja, beide sind als nach Maß und Zahl geordnete Kunstwerke Indikatoren der göttlichen Schöpfungsordnung, des Kosmos. Diese Spur wird nun im vorliegenden Bd. ausgiebig weiter verfolgt: Die Artikel von *Vasco Zara* („Architektur und Musik: Ordo, Pondus et Mensura“) und von *Ettore Cirillo/Francesco Martellotta* („Die ‚himmlischen Harmonien‘ der gotischen Kathedralen“) gehören zweifelsohne zu den Höhepunkten des Buches und machen neugierig auf weitere Studien.

Die Reihe der detaillierten Betrachtung weiterer Themenfelder ist für den Rez. eine große Versuchung – der er zugleich aber auch nicht nachgeben darf. Denn es ist unmöglich, die insgesamt 68 Artikel umfassend zu würdigen. Die Herausgeberin, *Vera Minazzi*, verspricht in ihrer Vorbemerkung den Leserinnen und Lesern einen „facettenreichen, multiperspektivischen Blick auf die Musik des Mittelalters“. Sie, die Autorinnen und Autoren und auch der Verlag (dessen sorgfältiges Lektorat deutlich zu spüren ist) haben dieses Versprechen in weiten Teilen eingelöst und ein Buch vorgelegt, das informativ und zugleich fachlich fokussiert ist. So etwas gelingt wahrlich nicht oft. Es bleiben aber auch Desiderate und Defizite, die bei einem Buch dieser hohen fachlichen Qualität nicht sein müssten. Dies gilt vor allem für die Terminologie, gelegentlich aber auch für inhaltliche Aspekte. Unerwähnt darf auch nicht bleiben, dass ein solch vielfältig gestaltetes Buch natürlich nicht nur ein Personen- und Ortsregister, sondern auch ein Sachregister gut vertragen kann, das sich mit einem Glossar hervorragend hätte verbinden lassen. Letzteres wäre mehr als opportun gewesen, denn schließlich soll es ja ein Buch zum „lesen – blättern – betrachten – studieren – schmökern“ sein (*Vera Minazzi*). Wenn dieses Buch – vielleicht nach Anbringen einiger Korrekturen bei einer weiteren Auflage – Geschmack macht auf mehr „Musik des Mittelalters“, auf eine weitere und differenziertere Betrachtung der einzelnen Teilgebiete, dann hat es nicht nur einen wichtigen Zweck erfüllt, sondern wird sich in kurzer Zeit auch in Fachkreisen das Attribut „verdienstvoll“ erworben haben.

ST. KLÖCKNER

MEIN JENSEITS. Gespräche über Martin Walsers „Mein Jenseits“. Herausgegeben von *Michael Felder*. Berlin: University Press 2012. 238 S., ISBN 978-3-940432-77-3.

2010 ist Martin Walsers Novelle mit dem Titel „Mein Jenseits“ erschienen. Das „Mein“ schreibt Augustin Feinlein, Nachkomme des letzten Abtes eines Klosters, in dessen Baulichkeiten nun eine psychiatrische Anstalt untergebracht ist, und Chef dieser Klinik, kurz vor der Pensionierung, bedrängt vom Oberarzt, der seinen Platz einnehmen will – wie dieser schon jene Eva Maria geheiratet hat, mit der er seinerzeit wie verlobt war und nach der er